

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital  
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-32061-5

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).



DIE BRAUT  
VON PENDORRIC

---

*Roman*  
*von*  
*Victoria Holt*

WOLFGANG KRÜGER VERLAG

**Aus dem Englischen übertragen von Nora H. Wohlmuth**

© Victoria Holt 1963

Titel der englischen Originalausgabe:

»Bride of Pendorrice«

Erschienen bei Collins, London

Deutsche Ausgabe:

© Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg 1965

Deutsche Neuausgabe:

© Wolfgang Krüger Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1978

Umschlagentwurf: Creativ Shop München, Studio für Gestaltung

Adolf + Angelika Bachmann

Satz und Druck: Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege

Einband: Ludwig Fleischmann, Fulda

Printed in Germany 1978

ISBN 3 8105 0811 x

*Die Braut von Pendorric*



## Kapitel 1

Ich habe mich später in Pendorríc oft gewundert, wie schnell und nachhaltig sich ein Leben ändern kann. Ich hatte einmal gehört, daß man das Leben mit einem Kaleidoskop vergleichen kann, und so erschien es mir; zuerst war es eine freundliche Szene voller Friede und Eintracht, bis sich dann plötzlich das Muster zu ändern begann, einmal hier, dann dort, bis schließlich das Bild, das sich mir bot, nicht mehr ruhig und voller Friede, sondern mit Drohungen angefüllt war. Ich hatte einen Mann geheiratet, der mir als das erstrebenswerteste Beispiel eines Ehemannes erschien – besorgt, liebevoll, mir leidenschaftlich ergeben, und plötzlich war es, als hätte ich einen Fremden geheiratet.

Ich sah Roc Pendorríc zum erstenmal, als ich eines Morgens vom Strand heraufkam und er bei meinem Vater im Atelier saß. Er hielt eine Terracotta-Figur in den Händen, für die ich als schwächliches Kind von sieben Jahren Modell gesessen hatte. Ich erinnerte mich noch daran, daß mein Vater sie vor mehr als elf Jahren angefertigt hatte. Er bemerkte stets dazu, sie sei unverkäuflich. Die Jalousien waren noch nicht heruntergelassen und die beiden Männer wirkten in dem hellen Sonnenlicht außerordentlich gegensätzlich: mein Vater so blond, der Fremde so dunkel. Auf der Insel wurde mein Vater oft «Angelo» genannt, wegen seiner blonden Haare, seiner weißen Haut und wegen seines arglosen Gesichtsausdrucks, denn er war ein weichherziger, nachgiebiger Charak-

ter. Vielleicht lag es einfach daran, – so stellte ich es mir jedenfalls vor – daß seinen Gesprächspartner etwas Saturnisches umgab.

«Ach, da kommt meine Tochter Favel ja», sagte mein Vater, als hätten sie gerade von mir gesprochen.

Sie standen beide auf. Der Fremde überragte meinen Vater, der nur mittelgroß war. Er nahm meine Hand und seine mandelförmigen, dunklen Augen sahen mich forschend und mit leicht abschätzender Intensität an. Er war mager, was seine Größe noch hervorhob, und sein Haar war fast schwarz. In seinen beweglichen Augen lag ein Ausdruck, als entdeckte er etwas, was ihn belustigte, und es kam mir so vor, als wäre diese Belustigung nicht ohne eine Spur von Mutwillen. Er hatte ganz spitze Ohren, was ihm das Aussehen eines Satyrs gab, und sein Gesicht war voller Gegensätze. Um seine vollen Lippen spielte etwas, was ebenso Güte wie Sinnlichkeit sein konnte, und sein festes, energisches Kinn ließ keinen Zweifel zu über seine Festigkeit und Härte. Die lange, gerade Nase verriet Arroganz, und das Zwinkern seiner lebhaften Augen zeugte von Humor, hatte aber zweifellos darin auch eine Andeutung von Mißtrauen. Ich kam später zu dem Schluß, daß ich von ihm deshalb so fasziniert war, weil man bei ihm nicht wußte, woran man war. Und es nahm eine lange Zeit in Anspruch zu entdecken, was er eigentlich wirklich für ein Mensch war. Jetzt im Augenblick jedenfalls wünschte ich, ich hätte mich umgezogen, ehe ich hereingekommen war.

«Mr. Pendorric hat sich im Atelier etwas umgeschaut», sagte mein Vater, «und hat das Aquarell ›Bucht von Neapel‹ gekauft.»

«Oh, das freut mich», antwortete ich, «das ist sehr schön.» Er hielt eine kleine Statue hoch und sagte: «Die ist es auch.»

«Ich glaube nicht, daß sie zu verkaufen ist», erklärte ich ihm.

«Natürlich, sie ist viel zu wertvoll», antwortete er darauf.

Er schien mich mit der Figur zu vergleichen. Sicherlich hatte Vater ihm erzählt, wie er es jedem erzählte, der die Figur bewunderte, «das ist meine Tochter als sie sieben war.» Immerhin», fuhr er dann fort, «habe ich den Künstler zum Verkauf zu überreden versucht. Schließlich besitzt er ja das Original.»

Vater lachte etwas gezwungen, wie er es vor Besuchern, die gern bereit waren, Geld auszugeben, immer tat. Vater war stets glücklicher, wenn er ein Stück in Arbeit hatte, als wenn er es verkaufen konnte. Als Mutter noch lebte, lag der Verkauf in ihren Händen. Aber seit ich die Schule hinter mich gebracht hatte, was erst einige Monate zurücklag, hatte ich es übernommen. Vater würde seine Arbeiten jedem geben, von dem er annahm, er würde sie schätzen, und er brauchte eine in dieser Beziehung strenge Frau, die nach dem Geschäft sah. Deshalb waren wir auch nach Mutters Tod sehr arm geworden. Ich schmeichelte mir, daß es uns, seitdem ich wieder zu Haus war, langsam besser ging.

«Favel, bringst du uns etwas zu trinken?» fragte mein Vater.

Ich sagte, sehr gern, aber sie müßten ein bißchen warten, bis ich mich umgezogen hätte, und dann ließ ich sie allein, während ich in mein Schlafzimmer ging, das wie das meines Vaters auch ins Atelier führte. In ein paar Minuten hatte ich ein blaues Leinenkleid angezogen und ging dann in unsere winzige Küche, um nach den Getränken zu sehen. Als ich ins Atelier zurückkam, zeigte Vater dem Fremden gerade eine Venus aus Bronze, eines der teuersten Stücke.

Wenn er die kauft, dachte ich, kann ich ein paar Rechnungen bezahlen, bevor Vater das Geld beim Kartenspiel oder beim Roulett vertat. Über die Bronzestatue hinweg sah mich Roc Pendorríc an, und ich merkte, daß es ihn belustigte, aus meinem Gesicht ablesen zu können, wie sehr ich darauf brannte, daß er sie kaufte. Aber er stellte die Figur wieder hin, als ob er sich nicht weiter dafür interessiere, seit ich wieder im Zimmer war, und ich war sehr ärgerlich, daß ich die beiden Männer gestört hatte. Und wieder fing ich dieses Augenzwinkern auf und überlegte, ob er es wohl darauf angelegt hatte, daß ich mich ärgerte.

Er sprach dann über die Insel. Er wäre erst gestern angekommen und hätte weder die Villa des Tiberius noch San Michele besucht. Aber er hätte von Angelos Atelier gehört und einiges von den wundervollen Kunstwerken, die man dort erwerben könnte. Und so wäre das sein erster Ausflug gewesen.

Vater wurde vor Freude rot, aber ich war nicht ganz sicher, ob ich ihm glauben sollte oder nicht. «Und als ich hierher kam, fand ich heraus, daß Angelo Mr. Frederic Farington hieß, dessen Muttersprache Englisch ist, und das freute mich noch mehr. Mein Italienisch ist erschreckend, und diese Prahlereien von «english spoken» sind hier oft . . . nun eben nichts als Prahlereien. Bitte, Miss Farington, sagen Sie mir, was ich mir ansehen muß, solange ich hier bin.»

Ich erzählte ihm von den Villen, den Grotten und den anderen bekannten Inselattraktionen. «Aber», fügte ich hinzu, «jedesmal, wenn ich von England zurückkam, fand ich, daß die Landschaft und das Blau der See die eigentlichen Sehenswürdigkeiten dieser Insel sind.»

«Es müßte hübsch sein, eine Begleitung zu haben, die an meinen Ausflügen teilnimmt», sagte er.

«Sind Sie allein unterwegs?» fragte ich.

«Ganz allein.»

«Es gibt so viele Besucher auf der Insel», tröstete ich ihn. «Sicherlich finden Sie jemanden, der Sie begleitet.»

«Natürlich muß man den richtigen Partner finden . . . jemanden, der die Insel wirklich kennt.»

«Nun, die Fremdenführer hier kennen sie gut.»

Er zwinkerte mir zu. «Ich habe nicht an einen Fremdenführer gedacht.»

«Die wenigen Einheimischen haben zu viel zu tun.»

«Ich werde schon finden, was ich suche», versicherte er mir, und davon war ich überzeugt. Er wandte sich wieder der Bronze-Venus zu und drehte sie hin und her.

«Die Figur reizt Sie . . .» kommentierte ich.

Er drehte sich um und sah mich genauso intensiv an wie er sich zuvor die Bronze-Statuette besehen hatte. «Ich bin außerordentlich angetan davon», sagte er. «Ich kann mich aber einfach nicht entschließen. Darf ich später einmal wiederkommen?» «Aber natürlich!» riefen Vater und ich wie aus einem Munde.

Er kam wieder. Er kam ziemlich oft wieder. In meiner Ahnungs-

losigkeit dachte ich zuerst, daß er sich nicht entschließen könne, ob er die Bronze-Venus kaufen sollte oder nicht. Und dann meinte ich, es sei vielleicht das Atelier, das ihn anzöge mit seinem Lokalkolorit, das so ganz anders war, als der Ort, von welchem er herkam. Man durfte nicht erwarten, daß die Leute jedesmal etwas kauften, wenn sie zu uns kamen. Es war ein typisches Merkmal unseres Ateliers und anderer ähnlicher Künstlerklausen, daß die eute im Vorbeigehen zu einer kleinen Plauderei oder einem Drink hereinkamen und sich dann gleichzeitig umsahen und etwas kauften, falls es ihnen gefiel.

Was mich störte, war nur, daß ich anfang, nach ihm auszuschaun. Es gab Zeiten, da war ich sicher, daß er meinewegen kam. An anderen Tagen wiederum sagte ich mir, das sei alles nur Einbildung, und dieser Gedanke bedrückte mich.

Drei Tage nach seinem ersten Besuch ging ich zum Baden zu einer der kleinen Buchten am Marina Piccola, und da traf ich ihn. Wir schwammen zusammen hinaus und lagen dann später am Strand in der Sonne.

Ich fragte ihn, wie es ihm hier gefiele.

«Über alle Erwartungen gut», antwortete er.

«Ich nehme an, Sie haben schon alle Sehenswürdigkeiten der Insel besucht?»

«Nicht viele. Ich hätte es sehr gern getan, aber ich bin immer noch der Meinung, allein ist es zu langweilig.»

«Wirklich? Im allgemeinen klagen die Leute über die viel zu vielen Menschen und darüber, daß sie nirgends allein sein können.»

«Ich würde mir ja auch nicht irgendeine Begleitung wünschen.»

Seine schmalen Augen mit den leicht schrägen Winkeln blickten mich suggestiv an. In diesem Augenblick war ich sicher, daß er der Typ war, den die meisten Frauen unwiderstehlich finden, und daß er das genau wußte. Dieses Wissen störte mich. Auch ich war nicht ganz gefeit gegen diese anmaßende Männlichkeit und fragte mich, ob ich es mir hatte anmerken lassen.

«Übrigens, jemand hat sich heute früh nach der Bronze-Venus erkundigt», warf ich ziemlich kühl ein.

In seinen Augen blitzte es belustigt auf. «Na gut», sagte er, «wenn ich sie nicht bekomme, so ist es meine eigene Schuld.» Das war nur zu deutlich, und ich ärgerte mich über ihn. Warum, meinte er wohl, unterhielten wir so ein Atelier, empfingen Besucher, wenn nicht etwa in der Hoffnung, etwas zu verkaufen? Wovon, glaubte er, lebten wir eigentlich?

«Wir würden es Ihnen übelnehmen, wenn Sie sie nähmen, ohne daß Ihnen wirklich viel daran liegt.»

«Nun, ich nehme mir nie etwas, an dem mir nicht viel liegt», erwiderte er, «im Moment jedoch ziehe ich die Figur der jüngeren Venus vor.»

«Ach nein!»

Er legte seine Hand auf meinen Arm und sagte: «Sie ist bezaubernd, ja, ja, ich ziehe sie vor.»

«Ich muß jetzt wieder heim.»

Er lehnte sich zurück und lächelte mich an. Ich hatte das Gefühl, er wußte viel zu gut, was in mir vorging, daß ich seine Gesellschaft anregend fand und nicht genug davon bekommen konnte – daß er für mich mehr war, als ein voraussichtlicher Käufer. Er sagte leichthin: «Übrigens, Ihr Vater erzählte mir, Sie seien der geschäftliche Kopf dieses Unternehmens. Ich wette, er hat recht.»

«Künstler brauchen jemanden mit dem Sinn für das Praktische, der sich um sie kümmert», antwortete ich. «Und nun, da meine Mutter tot ist . . .»

Ich wußte, daß meine Stimme schwankte, wenn ich von ihr sprach, obgleich ihr Tod schon drei Jahre zurücklag. Ärgerlich auf mich selbst, wie immer, wenn ich meine innere Bewegung nicht unterdrücken konnte, sagte ich schnell: «Sie starb an Tuberkulose. Wir kamen in der Hoffnung hierher, es würde besser mit ihr werden. Sie war ein wundervoller Manager.»

«Und Sie sind ganz nach ihr geschlagen.» Seine Augen verrieten mir seine Zuneigung. Ich war über alle Maßen erfreut, daß er verstand, was ich fühlte. Sicherlich hatte ich mir dieses mutwillige Blitzen in seinen Blicken nur eingebildet. Vielleicht war auch Mutwille nicht der richtige Ausdruck. Aber wenn ich mich auch mehr

und mehr zu diesem Mann hingezogen fühlte, so spürte ich doch immer wieder, daß etwas an ihm war, das ich nicht verstand, irgendeine Eigenart oder etwas, was er vor mir geheimhalten wollte. Das machte mich zwar oft befangen, verminderte aber in keiner Weise mein wachsendes Interesse an ihm, im Gegenteil, es vermehrte es nur. Und in diesem Moment sah ich nur seine Zuneigung, und die war zweifellos echt.

«Ich hoffe es», antwortete ich.

«Sie muß eine ausgezeichnete Geschäftsfrau gewesen sein.»

«Ja, das war sie.» Ich konnte noch immer nicht die Bewegung in meiner Stimme kontrollieren, während Bilder aus der Vergangenheit in mir auftauchten. Ich sah sie – schmal und zart, mit ihren rosigen, glänzenden Wangen, die ihren Liebreiz noch erhöhten und doch ein Zeichen ihrer Krankheit waren. Diese erstaunliche Energie, die sie wie ein Feuer verzehrte. Die Insel war anders gewesen, als es sie noch gab. Anfangs hatte sie mich lesen und schreiben und gut rechnen gelehrt. Ich erinnerte mich langer, fauler Tage, in denen ich auf einer der kleinen Sandbänke lag oder in dem blauen Wasser auf dem Rücken schwamm und mich treiben ließ. Die ganze Schönheit der Landschaft, der Widerhall der Geschichte, waren der Hintergrund zu dem glücklichsten Leben, das ein Kind sich wünschen konnte. Frei und ungebunden wuchs ich auf, manchmal unterhielt ich mich mit den Touristen. Manchmal schloß ich mich auch den Schiffern an, die Fremde zu den Grotten fuhren oder rund um die Insel führten; manchmal kletterte ich den Pfad zur Villa des Tiberius hinauf und sah von dort nach Neapel hinüber. Dann wieder kam ich zurück ins Atelier und hörte den Gesprächen dort zu. Ich teilte Vaters Stolz auf seine Arbeit und Mutters Freude, wenn sie gut verkauft hatte.

Die beiden lebten nur füreinander. Es gab Zeiten, da kamen sie mir zwar vor wie zwei glänzende Schmetterlinge, die im Sonnenschein tanzen, berauscht von der Freude, am Leben zu sein, und weil sie wußten, daß die Sonne ihres Glückes bald und sehr schnell untergehen würde.

Als sie mir erzählten, ich müsse auf eine Schule nach England,

war ich sehr ungehalten. Meine Mutter überzeugte mich aber, daß es nötig sei, sie selbst habe ihre Möglichkeiten, mich zu unterrichten, erschöpft. Obgleich ich in mehreren Sprachen leidlich zu plaudern verstand (wir sprachen zu Haus Englisch, mit den Nachbarn Italienisch, und da sehr viele Franzosen und Deutsche in unser Atelier kamen, hatte ich auch oberflächliche Kenntnisse dieser Sprachen), so fehlte mir doch eine richtige Ausbildung. Meine Mutter hatte dafür gesorgt, daß ich auf ihre alte Schule kam, die recht klein war und im Herzen von Sussex lag. Ihre alte Direktorin war noch im Dienst, und ich konnte mir gut vorstellen, daß es noch genauso zuging wie zu Mutters Zeiten. Nach einem Schuljahr oder zweien söhnte ich mich mit dieser Regelung aus, teils weil ich mich sehr schnell mit Esther McBane anfreundete, teils weil ich zu Weihnachten, Ostern und in den Sommerferien auf die Insel zurückkehren konnte, und da ich ein normales, unkompliziertes Wesen war, liebte ich bald diese beiden Welten. Aber dann starb Mutter, und alles wurde anders. Ich fand heraus, daß Mutter ihren Schmuck verkauft hatte für meine Ausbildung. Eigentlich hatte sie mich auch noch auf die Universität schicken wollen, aber der Schmuck hatte viel weniger Geld gebracht, als sie hoffte (eine Eigenschaft, die Mutter mit Vater gemeinsam hatte, war Optimismus). Und die Kosten, die meine Erziehung auf der Schule verschlang, waren höher, als sie sich ausgerechnet hatte. So ging ich nach ihrem Tode noch zwei Jahre zur Schule; das nämlich war ihr Wunsch gewesen. Esther war mir in dieser Zeit eine große Hilfe; sie war selbst eine Waise und wurde von ihrer Tante erzogen und hatte ein sehr mitfühlendes Herz. Sie kam während der Sommerferien mit auf die Insel und war uns beiden, Vater und mir, eine Hilfe bei dem Ärger mit den Besuchern im Atelier. Wir sagten, sie solle jeden Sommer kommen, und sie versicherte uns, daß sie das auch gern täte.

Wir verließen die Schule zur gleichen Zeit, und auch in den letzten Ferien war sie bei uns auf der Insel. Wir machten eifrig Pläne, was wir mit unserem Leben anfangen wollten. Esther wollte auf die Kunstakademie. Was mich betraf, so mußte ich vor allem an mei-

nen Vater denken und wollte also versuchen, Mutters Platz im Atelier einzunehmen, obgleich ich befürchtete, dies niemals zu schaffen.

Ich lächelte, als ich an den langen Brief dachte, den Esther eines Tages schrieb. Es war ein ungewöhnliches Ereignis; Esther verabscheute nämlich Briefeschreiben und umging es wenn irgend möglich. Auf dem Weg zurück nach Schottland hatte sie einen Mann kennengelernt. Es war ein Tabakpflanzer aus Rhodesien, der für einige Monate seine Heimat besuchte. Der Brief war von dieser Begegnung ganz erfüllt. Zwei Monate später kam ein weiterer Brief. Esther hatte geheiratet und ging nach Rhodesien.

Das war alles sehr aufregend, und sie war sehr glücklich; aber ich wußte, das bedeutete das Ende unserer Freundschaft. Das einzige Band zwischen uns wären Briefe gewesen, und Esther würde weder Zeit noch Lust haben zu schreiben. Ich bekam zwar noch einmal einen von drüben, aber die Ehe hatte aus Esther einen ganz anderen Menschen gemacht, der nichts mehr gemein hatte mit dem langbeinigen, struwelköpfigen Schulmädchen, das immer davon gesprochen hatte, sich ganz der Kunst widmen zu wollen. Der Blick in Roc Pendorrics Gesicht, so nah vor mir, brachte mich wieder in die Gegenwart, und ich las in seinen Augen nichts als Sympathie.

«Habe ich traurige Erinnerungen aufgewühlt?»

«Ich habe an meine Mutter und an die Vergangenheit gedacht.»

Er nickte und war eine Zeitlang still. Dann sagte er: «Haben Sie eigentlich jemals daran gedacht, zu Ihren Leuten zurückzugehen... oder zu den Verwandten Ihres Vaters?»

«Verwandte?» murmelte ich.

«Hat Ihnen Ihre Mutter nie etwas von ihrem Elternhaus in England erzählt?»

«Nein, sie hat es niemals erwähnt», sagte ich und war selber ganz verblüfft darüber.

«Vielleicht hatte sie keine guten Erinnerungen?»